

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 91 Bromberg, den 21. April 1933.

Der wunderliche Berg Höchst und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Jahrmarkt in Schönau.

Schönau hat seinen großen Tag; der bedeutendste Markt des Jahres, der Gallusmarkt oder Gallimarkt, ist herangerückt. Der stattliche Talort hat urspünglich eine Stadt werden wollen, allein der schmale Talgrund konnte den Raum dazu nicht hergeben. Dennoch hat es auch später an Anläufen nicht gefehlt, man hat es auf alle Weise versucht, sich wenigstens den Schein zu geben, doch es hat nicht viel abgetragen, an allen Ecken und Enden streckt nach wie vor das Dorf die Nase heraus. Nur am Jahrmarkt, wenn gaß'aus und gaß'ein die Krämerstände stehen, wenn der billige Jakob beim Ratsbrunnen seine Pournix-Waren auskräht, wenn die Schaubuden und Reitschulen mit ihrem Drehorgel- und Paukenlärm die Dorfruhe auffressen, daß sich auch nicht im hintersten Winkel mehr ein Quintlein Beschaulichkeit am Leben zu erhalten vermag, dann darf sich Schönau ohne Überhebung als Stadt fühlen. Der Kirchturm, alle Giebel und Scheunen recken sich höher, der Glockenschlag ist beschwingt. Aus allen Fenstern, selbst aus der bescheidensten Dachluke sieht dich die Stadt an: Ich bin. Wenn ihr keine Stadt hättet! . . . Und dann die Tanzmusik im alten, hohen Gasthofe zum Oberland, die schon am frühen Nachmittage mit Wucht einsetzt! Seht zu, ihr Jüngferlein von Berg und Boden, der Gallimarkt spaßt nicht! Er bringt an den Tag, was der Sommer eingefädelt hat. Es wird wieder manches Galli-Pärchen geben!

Die eingehutzelten Greise auf dem Bänklein vor dem Armenhaus machen sich eine Kurzweil daraus, den hereinflutenden Strom von Menschen und Menschlein zu betrachten. Der lauteste von ihnen, das ehemalige Königlein vom Überschyn, behauptet mit dem Brustton der Überzeugung, es werde manches Schuldenbäuerlein ab dem Berge ihm den Aufenthalt in einem städtischen Asyl mißgönnen. Daneben lauert er den ganzen lieben Tag mit Argusaugen darauf, daß ihm der eine oder andere seiner früheren Nachbarn ein paar Batzen in die Hand drücke: „Geh, laß dir ein Gebranntes schmecken, es ist Markt heute.“ Ach — wenn er so hinterm zweiten oder dritten Schnäpslein sitzt, kann er sich mit seinem wenig ruhmvollen Abgang vom Lebenstheater leidlich gut aussöhnen. Auch dafür fühlt er sich keineswegs verantwortlich, daß der eine von seinen Söhnen jetzt wegen einer ganz ungeschickten Weibersache heiße Füße bekam; ging doch schon immer das Gerücht, seine selige Frau, Karlis Mutter, sei eine Nachfahrin des welschen Goldsuchers gewesen. —

Der ehemalige Knecht Felix Wolfer steht hinter einem frei an der oberen Kirchstraße aufgestellten Brettertisch und verkauft selbstgeschnitztes Spielzeug: Kühe, Rinder, Kälbchen, Schafe und Ziegen. Auch der steifnackige Stier mit dem angriffslustig gesenkten Breitkopf und der belfernde Sennenhund sind nicht vergessen. Menschenkinder wagt er nicht zu „modeln“, wie er sich ausdrückt; er sagt, er kenne sich bei der Lebware besser aus. Felix hat von Hannes Fryner auf der Strubegg das bescheidene Berghäuschen zur Glinze gemietet und ist damit in alten Tagen zu seiner Villa gekommen. Er gibt sich darin ausschließlich nur noch mit seiner Kunst ab und mit dem neuen Daseinszweck, etwas zu hinterlassen. Bedürfnislos, wie er von jeher war, spart er nach allen Seiten; er kommt fast mit den Spänen aus, die es beim Schnitzen gibt.

Felix hat Glück an seinem ersten Markttag, dem er mit schwerer Sorge entgegensah; seine wohlgeratenen kleinen und größeren Tierfiguren gehen wie frische Butter ab, obschon er als Krämer noch recht unanstellig ist und sich nicht in Szene zu setzen weiß. Gegen Abend geschieht etwas ganz Sonderbares: irgendein wildfremder Herr mit goldener Brille, der trotz des milden Herbstwetters bereits einen schweren Überzieher trägt, kauft ihm um blankes Geld den ganzen Rest seines Krames ab und fragt den Verblüfften obendrein, ob er ihm auch weiterhin derlei Geschnitztes liefern könnte. Ei ja — da werde schon Rat zu finden sein, gibt Felix zurück und wundert sich, wie man von hölzernen Tieren soviel Aufhebens machen kann.

So kommt es, daß sich der Mehlhun schon beim Zunachten, während seine Handelskollegen sich noch mit mehr oder weniger Erfolg um ihre paar Profitbatzen abmühen müssen, als freier Marktgänger gemächlich durch das Volksgewühl auf Platz und Straßen drücken darf, wobei er freilich oft ganz respektlos hin und her geschoben wird. Niemand scheint zu ahnen, daß in seinem Sackbüchlein in der innern Westentasche mehrere Hunderternoten verwahrt sind.

Ja, der Wolferfelix ist recht bestellt mit seinen Sachen; er darf dem Königlein vom Überschyn beim Vorbeigehen am Armenhaus getrost ein Silberstück in die Hand legen. Nur eine Hoffnung ist ihm leider nicht in Erfüllung gegangen: die Witwe des Lammwirtes Leu hat sich nie auf dem Markt sehen lassen. Soviel ihm bekannt geworden ist, hat sie das Wirtshaus verpachtet und irgendwo im Städtchen eine kleine Wohnung bezogen. Nachzufragen getraut er sich nicht, müßte ihm doch nach seiner Meinung jedes Kind von weitem ansehen, daß es sich um eine Liebschaft handelt. Und wenn er das Haus schließlich finden würde, so könnte ihn zufällig ein Bekannter hineingehen sehen. Nein, es wird sich besser schicken an einem andern Tag, wo es in den Gassen nicht von Leuten wimmelt.

Nun steht Felix mit offenem Mund vor der Ausrufbühne der Meerweibbude. „Ein Meerweib, halb Mensch, halb Fisch! . . .“ Es juckt ihn, die Treppe zu besteigen und schnell die fünfzig Rappen hinzulegen. Er guckt sich verstohlen die Gesichter im nähern Umkreise an. Oha — da ist der Semi Kleiner vom Loo, das wäre just der Rechte, ihn nachher bei den Leuten zu verdächtigen. Denn das muß sich Felix immerhin heimlich eingestehen, seine Neugier ist nicht ganz reiner Art. Aber es ärgert ihn doch ein wenig, daß er sich jetzt mit der unklaren Vorstellung des Meerwunders begnügen soll.

Die Angelegenheit beschäftigt ihn immer noch ein wenig, während er sich eine halbe Stunde später im Gasthause zum

Ochsen ein Schweinsrippchen mit Sauerkraut zu Gemüte führt. Neben dem andächtigen Schmausen läßt er hin und wieder einen geruhigen Blick über das Marktgewoge hingleiten, er ist mit sich und mit der Welt zufrieden. Es ist halt doch schön, denkt er im stillen, es ist halt doch eine Gabe, so irgendwo nicht gar zu weit und nicht gar zu nah, eine richtiggehende Stadt zu haben, wo man seine Sachen verkaufen, nachher alle zehn Schritte in ein Wirtshaus hineinfallen und sich zu guter Letzt um fünfzig Rappen die Figürlichkeit einer Meerfrau ansehen kann. Es liegt jetzt nämlich bei ihm fest, er will die Angelegenheit in der Dämmerung noch einmal an Ort und Stelle gründlich erdauern. Des weiteren hat er während des Essens stillschweigend beschlossen, in Schönau zu übernachten und am folgenden Tag eine gewisse Wohnung aufzusuchen. — —

Ja, nun hat er es gewagt: der Knecht und Krämer Felix aus dem Sorgentobel sitzt auf der schmalen, mit rotem Stoff bezogenen Bank der Meerweibbude. Er lebt indes bereits in der schönen Gewißheit, hereingefallen zu sein: das Weib kann er, soweit sein Verständnis für die leicht drapierte Körperlichkeit ausreicht, als echt gelten lassen, es scheint ein richtiges, ganz gewöhnliches Frauenzimmer zu sein; wo jedoch der Fisch seinen Anfang nehmen soll, beginnt der Schwindel. Der enttäuschte Naturfreund, der sich selber die kleine Niederlage eigentlich von Herzen gönnen mag, verläßt die Bude vor dem Schluß der Vorstellung unauffällig und taucht draußen glücklich wieder im Menschenstrom unter. Er schlängelt sich bald in eine Nebengasse hinein, um ein wenig Ruhe vor dem ewigen Ausfragen von seiten seiner Nachbarn zu bekommen, und vor den Ratschlägen, was er mit dem mutmaßlichen Erlös anfangen solle. Wie schön läßt es sich nach dem ereignisreichen Tage auf dem Bänklein ausruhen, das den Stamm der uralten Spittellinde umschließt! Man ist da vom Getue der Menschen weg und kann sich doch an dem gedämpft herüberdämmernden Pulsschlag des Marktfestes ergötzen. Am Drehorgelgeseufze der Reitschulen, am donnernden Aufprall der Holzschlägel auf die Lukaskiste. Oh, da hat er in jungen Jahren seine Knochen auch nicht geschont und manche papierene Ehrenblume ins Knopfloch gesteckt bekommen!

Nun hört er Scherzreden und leises Kichern. Es muß ein junges Paar sein, das langsam näherkommt und sich nun auf der andern Seite des mächtigen Baumes zur Rast auf der Rundbank niederläßt. Dem Burschen scheint es recht ernst zumute zu sein, seine Rede ist bewegliches Bitten: „Aber — Anni — jetzt kommst du mir wieder so! Und hast doch manches Mal wenig oder nichts dagegen gehabt, wenn ich dich fragte, ob nicht ein Galli-Pärchen aus uns werden könnte. Lieb ist das eineweg nicht von dir.“ Das Mädchen schäkert und lacht nun auch nicht mehr. „Es wäre ja alles recht“, sagt sie, „und ich kann dich wohl leiden. Aber ich bin ja noch so wenig lang auf der Welt, laß mir jetzt doch die Freude noch! Ob ich in einem Jahr ja sage, weiß ich noch nicht. Ach — es ist doch so wunderschön, auf der schwebenden Waage zu sitzen! Man kann sich alle Herrlichkeiten ausdenken. Am Herd, beim Strohausrechen, bei einem Kirchgang im Nachsommer, wenn die ersten Fäden in der Luft sind. Man darf sich seines jungen Mutes freuen, weiß Gott für Jahre hinaus auf Vorrat. Meine Mutter hat gesagt, es habe schon manches Mädchen nachher die ganze, lange Zeit von dem zehren müssen, nachdem es sich auf Treu und Glauben mit dem Leben eingelassen und dabei übel gefahren sei.“

Felix machte sich sachte vom Bänklein fort und schleicht sich auf den Fußspitzen auf dem Rasenbande neben dem Kiespfad wieder der Stadthalle entgegen. Er hält geraden Weges auf die Wirtschaft zum Lamm zu, es ist wie eine Eingebung über ihn gekommen.

Die Stube ist nicht mehr stark bevölkert; ein großer Teil der Marktbesucher hat doch schon den Heimweg antreten müssen. Ein ältlicher Mann, der sich Klöti nennt, macht sich an den neuen Gast heran, er stellt sich ihm als auswärtiger Guldiswiler Bürger vor. Aus dem zweithintersten Haus; seinem Großvater habe außerdem noch ein Heimwesen im Gstachtobel gehört.

Der zutunliche Mitbürger ist gleich mitten im Fragen und Ratsuchen. „Wie stellt Ihr es nur an, daß Euch das Schnitzen so gut rentiert? Ich habe es früher auch los gehabt, doch als Packer und Magaziner in einem großen Geschäft hat man anderes zu tun. Jetzt steht es mit mir so: ich hätte ein Verlangen, mich aus dem Betrieb zurückzuziehen und wieder auf den Berg zu gehen, und zwar aus einem besonderen Grund. Mein Großvater ist im Gstachtobel achtundneunzig geworden, meinen Vater, der sich verbessern wollte und da herab zog, hat es schon mit zweiundachtzig herumgenommen. Wie soll das denn mir gehen, und wo soll es überhaupt am Ende mit unserem Geschlecht hinaus? Ein Gütlein vermag ich nicht zu kaufen, aber im Schnitzen nähme ich es mit jedem auf, wenn ich Absatz hätte.“

Felix Wolser schreibt auf ein aus seinem Sackbuch herausgerissenes Blatt Namen und Wohnort des Herrn mit der Goldbrille und dem Überzieher. „So — da ist die Adresse. Der kauft Euch ab, soviel Ihr in die Welt stellt, Ihr braucht ihm nur erst ein paar Muster zu schicken.“

Nach dieser treuherzigen Auskunft muß sich Felix umsehen, es hat ihm jemand sachte auf die Schulter getippt. Es ist die ehemalige Lammwirtin Gertrude Leu, die über die strenge Tageszeit in der Küche ausgeholfen hat und nun den Heimweg antreten will. „Ich wollte dir doch noch schnell Grüßgott sagen“, entschuldigt sie sich mit einer leichten Befangenheit. „Am Nachmittag hast du vor lauter Verkaufen keine Zeit gehabt. Und wer weiß, wie lang es geht, bis man dich wieder auf einem Markte sieht, wenn du deine Sachen ohne Standgeld an den Mann bringst. Ich habe nämlich dem Handel zufällig zuhören können, als ich beim Legler Würste holen ging. Der Herr Wolfer hat mich natürlich übersehen.“

Felix bringt zuerst kein Wort heraus, ihm ist, als ob eine Erscheinung vor ihm aufgetaucht, als ob eine Stimme aus einer fremden Welt zu ihm gesprochen hätte. Erst ganz langsam findet er sich in die Wirklichkeit zurück.

„Du — ich wäre morgen gern bei dir vorbeigekommen, wenn ich wüßte, wo du wohnst . . .“

Sie lächelt müde. „Morgen muß ich wieder da in der Wirtschaft sein; man hofft, der zweite Markttag werde auch noch gut. Aber du kannst mich ja die hundert Schritte weit begleiten. Du kannst bei mir einen Kaffee trinken.“

Das Große, das Unerhörte geschieht: die ehemalige Gertrude Wanner von Guldiswil wandelt neben dem ehemaligen Sorgentobel-Felix das Riedbodensträßchen hinaus nach dem kleinen Bauernweiler Vorderschönau, angeblich der ersten Siedelung am Platze, älter als der heutige so hochmütige Marktort. Der Lärm der Budenstadt ist etwas abgeflaut. Der Ausrufer des Meerweibzeltes muß eben wieder auf dem Höhepunkt seiner Werbetätigkeit angelangt sein, wo er jeweilen dreimal in ein mächtiges Ochsenhorn stößt. Die Töne gellen wie Feuerruf in die Herbstnacht hinaus.

Felix geht halb im Traum, er kann es nicht recht glauben, daß die Frau ihre Hand leicht in seinen Arm gelegt hat; ihr scheint das jedoch durchaus selbstverständlich zu sein. Sie findet auch immer etwas zu reden; manchmal dünkt ihn, sie gebe sich Mühe darum. Zuerst hält sie sich über den Klöti auf, der schnitzen will. „Ach — mehr als eine Kochkelle bringt der nie zuweg!“ Nachher sagt sie ihm offen, er gebe seine Sachen zu wohlfeil her, das sei auch anderer Leute Meinung.

(Schluß folgt.)

Noch geht die Sonne nicht unter.

Skizze von **Grete Massé.**

Er saß auf jener Bank der Anhöhe, die einst der Lieblingsplatz Petras, seiner geschiedenen Frau, gewesen, und sah ihnen zu, wie sie den Waldweg hinabkamen, fünfzehn Wanderburschen vielleicht, in allen Lebensaltern zwischen zwölf und achtzehn Jahren. Sie marschierten in einer Bindung, welche die Gemeinsamkeit nicht verleugnete und doch jedem Einzelnen Freiheit ließ.

Ihre Haare flatterten in dem guten Wind dieses dunklen Landes, in dem seit Jahrhunderten das Stammschloß seines Geschlechtes stand.

Sie sangen. Und ihr Lied schwebte gleichmäßig, wie getragen von starken, ruhigen Flügeln, zum Himmel empor. Als die Entfernung zwischen ihm und ihnen sich vermindert hatte, vernahm er auch die Worte. „Noch geht die Sonne nicht unter!“ sang die Jugend, die dort näher kam.

Mit starker Gewalt ergriff ihn plötzlich der Wunsch, diesen jungen Menschen, die da im Takte durch den Frühabend marschierten, in seinem Schloß ein Nachtquartier zu bereiten.

Wie ein Bittender, mit abgezogenem Hute, so daß der Wind nun auch mit seinen grauen Haaren sein Spiel treiben konnte, ging er ihnen entgegen. Sie nahmen sein Anerbieten an, ohne Schüchternheit, mit einer gelassenen Dankbarkeit, die sich bewußt war: man empfing nicht nur durch die gebotene Gastfreundschaft, sondern gab auch Werte.

Im Takt mit dieser jungen Schar schritt er nun bergab. Er, der Einsame, der allein mit zwei alten Dienstboten in dem Schlosse hauste, seit die Scheidung ihn von Petra und seinem Knaben getrennt, war plötzlich umdrängt von jungem Leben. Zarte Gestalten und stämmige, lichtblonde und dunkle Köpfe waren ihm nahe.

Am meisten aber liebte er ihre Stimmen. Sie umschwirrten ihn wie mit Vogellaut. Und ihr Lachen machte ihn glücklich. Das Lachen des einen rollte wie silberne Kugeln durch die Luft, das eines andern brauste daher wie Frühlingswind, ein drittes wieder war wie das unbekümmerte Ausatmen eines fröhlichen Herzens, das sich mit dem Atem der Erde mischte, der hier so urkräftig aus Wald, Gebirg und Wiese kam.

Beim Bergabsteigen geschah es, daß einer der jüngsten, ein blasses Knäblein, ins Purzeln geriet und sich ein wenig den Fuß verstauchte. Auf seine Wanderkameraden gestützt, hätte es ganz gut den Weg fortsetzen können. Aber der Baron hob den Jungen empor und trug ihn in seinen kräftigen Armen zu Tal. Es ward ihm wohl dabei. Nie hatte er seinen eigenen Knaben getragen. Der war erst einige Monate alt, als Petra sich von ihrem Manne trennte.

Während der Baron den kleinen Körper nahe dem seinen fühlte und der Wind ihm das dünne, ganz weiche Haar dieses Jungen bis an die Lippen wehte, dachte der Mann: „Ich hätte der Petra doch meinen Sohn abfordern sollen. Einen Sohn gibt man nicht her. Man hält ihn fest."

Plötzlich richtete sich der Knabe in seinen Armen staunend hoch. Man hatte die letzte Wegbiegung überschritten, und die Gegend wurde nun so frei, daß man das Schloß erblickte.

Wie auf ein Stichwort ging in dem Bau nun Fenster nach Fenster lichterhellt auf, so daß sie wie gleichmäßige, goldene Vierecke in die dunkel dahinströmende Abendluft geschnitten waren.

Das gab einen herrlichen Anblick. Die Jungen konnten auf einmal gar nicht rasch genug vorwärts kommen, so eilig hatten sie es, in dieses Goldhaus mit Zinnen und Turm einzutreten.

Der Diener und die Köchin machten im ersten Augenblick verdutzte Gesichter, als in die Stille der Halle plötzlich ein Sturm von fünfzehn strahlenden Jungen hereinbrauste. Doch jeder wurde satt, und für jeden fand sich ein Schlafplatz. Die Jungen selbst schleppten die lange nicht gebrauchten Matratzen aus den Gästezimmern herbei, breiteten sie in der Halle aus, benutzten ihren Rucksack als Kopfkissen und wickelten sich in die Decken.

Als sie schliefen, stieg der Baron noch einmal leise aus dem oberen Stock hinab und durchschritt lächelnd die Reihen. Sie alle hatten das Gesicht emporgewandt, und der Mondenschein beleuchtete das eine und das andere.

Jedes Gesicht, obwohl es schlief, verriet seinen Charakter. Da war ohne Mühe am Schwung der Lippe der Trotzige zu erkennen, der Bedächtige an der gewissen Ordnung und dem Gleichmaß, mit dem alle Züge hingebreitet waren, den Phantastischen verrieten die hingemurmelten Traumworte, und den Ängstlichen die verzogenen Mundwinkel.

Eines aber war ihnen gemeinsam: Duft der Jugend und Vertrauen zu dem Leben.

Als der Baron dem Jungen, den er zu Tal getragen, ins Gesicht sah, öffnete der plötzlich die Augen und sah den zu ihm Geneigten ernst, beinahe strafend an, als wolle er sagen: „Mein Traum und mein Schlaf sind mein Geheimnis. Störe mir nicht den Schlaf und den Traum!"

Der Baron strich begütigend mit der Hand über den eigensinnig steil in die Höhe gestellten hellbraunen Schopf des Jungen und wandte sich nicht ohne Beschämung ab. Da lächelte das Kind, ließ die Wimpern wieder niederfallen und schlief ruhig weiter.

Am Morgen, als die Jungen fortgezogen waren, fand die Köchin zwischen den Matratzen ein vergessenes, ledernes Uhrenarmband. Der Baron erinnerte sich, es am Handgelenk des Knaben gesehen zu haben, den er bergab getragen. Er nahm die Uhr aus dem Gehäuse und erblaßte plötzlich bis in die Lippen. Es war die goldene Uhr, die er während der Verlobungszeit einst Petra geschenkt.

Er gebot dem Diener, den Wandernden nachzueilen und den Kleinen zu ihm zurückzubringen. Aber die Knaben waren schon zu weit fort. Der alte Mann holte sie nicht mehr ein.

Der Baron bestieg sein Pferd und ritt ihnen nach.

Der Knabe sah den Mann, der sein Vater sein wollte, mit festzusammengepreßten Lippen schweigend an. Zwischen seine Augen grub sich die kleine Falte, die sich bei Petra zeigte, wenn ihr Herz voller Groll war. Der hellbraune Schopf über seiner blassen Stirne schien noch steiler und trotziger in die Höhe zu ragen.

Der Baron seufzte. Leicht war es nicht, das Herz dieses Sohnes zu gewinnen, dessen Anblick er bisher nicht begehrt und von dessen Mutter er sich getrennt hatte. Ja, als er sich abwandte und sein Pferd bestieg, um zurückzureiten, schien es ihm, er müsse sich sagen: „Unwiederbringlich verloren! Nie kehrt dieser Knabe heim zu mir in seiner Väter Haus!"

Doch als er beim Ritt zurückschaute, da schlug jäh eine Freude in ihm empor. Eine kleine, zaghafte Freude, die sich kaum zu regen wagte: Der Knabe, der eben noch voll trotziger Abwehr vor ihm gestanden, sah ihm nach, lächelte und winkte mit der Hand.

Und sie alle begannen zu singen. „Noch geht die Sonne nicht unter", klang es ihm tröstend und Hoffnung erweckend nach, als er von dannen ritt.

Die Pilgerfahrten der Annabelle Linton.

Erzählt von G. W. Hammer.

Die Pilgerfahrten der Annabelle Linton sind zu Ende. Das Ziel ist erreicht.

Es war eine lange Fahrt. Dreiunddreißig Jahre dauerte sie. Dreiunddreißig Jahre, in denen aus dem frohen jungen Ding mit den roten Backen und dem unbekümmerten Lachen eine wettergebräunte, stille, alte Frau wurde.

1898, als Tausende vom Goldrausch ergriffen wurden, kam Annabelle Linton mit ihrem Mann über den Weiße Pferd-Paß nach Yukon. Sie waren erst ein paar Monate vorher getraut worden, und Annabelles Eltern hatten ihr gesagt, es sei Unsinn, mit dem Mann in die Wildnis dort oben im Norden ziehen zu wollen. Aber Annabelle blieb halsstarrig: „Ich lasse John nicht allein ziehen, und ich bleibe bei ihm, mein Leben lang."

Annabelle Linton hat ihr Versprechen gehalten.

Die Lintons hatten sich in der Nähe des La Barge-Sees einen Claim abgesteckt und dort eine Blockhütte gebaut. Annabelle, das zierliche, hübsche Ding, half wie ein Mann. Und später, als das kleine Heim fertig war, mühte sie sich, ihrem John das Leben angenehm zu machen, wenn er von der Arbeit zurückkam. In ganz Yukon sprachen die Goldgräber von John Lintons Glück, und sie beneideten ihn um die Frau, die sie entbehren mußten.

Zwei Jahre dauerte dieses Leben voll harter Arbeit und Seligkeit. Dann beschloß John Linton, einmal selbst wieder über den Paß hinüber in die Außenwelt zu gehen, weil er mehr für sein Gold zu erlösen hoffte, wenn er es in Skagway selbst verkaufte und nicht den Händlern gab. „In zwei Monaten bin ich zurück, und ich bringe dir eine Überraschung mit", versprach er beim Abschied. Annabelle stand unter der niederen Hüttentür und sah ihm lange Zeit nach. Er war groß und stattlich, als könnte ihm nichts geschehen. Und doch legte es sich wie eine quälende Riesenfaust auf die Brust der jungen Frau. —

Zwei Monate vergingen. Annabelle arbeitete auf dem Claim wie ein Mann, um die Einsamkeit zu überwinden und die bangen Gedanken. Sie wollte auch nicht müßig gewesen sein, wenn der Mann zurückkam. Sie wollte ihm ein Säckchen voll Goldkörner zeigen können: „Die habe ich gefunden!"

Doch auch der dritte Monat seit Johns Abschied ging ins Land. Der vierte verstrich, und der Mann kam nicht wieder.

Da schloß Annabelle die Hütte und begann ihre Pilgerfahrt. Sie suchte John. In wochenlanger Wanderung ging sie den Weg, den er geschritten sein mußte, über den Paß hinüber nach Skagway ans Meer. Dort fragte sie in allen Geschäften, ob er nicht gesehen worden sei. Sie kannten ihn wohl noch alle, weil sie sich an das junge Paar erinnerten, das damals im Land ohne Frauen Aufsehen hervorrief, aber sie hatten ihn seitdem nicht mehr gesehen. Auch der Sheriff wußte nichts von John Lintons Verbleib.

Da kehrte Annabelle zu ihrer Hütte zurück. Es war ein langer, schwerer Weg, erfüllt von verzweifelten Gedanken. War John das Opfer eines Überfalls geworden? War er ausgeglitten auf dem schlüpfrigen schmalen Weg und in den gähnenden Abgrund des Miles-Canyon gestürzt? Oder ... nein, nein, es konnte nicht sein! Vergessen, verlassen hatte er sie nicht! Nein, sie wollte sich jetzt keine Gedanken darüber machen, was aus ihm geworden war. Sie wollte ihn finden! Lebend oder ...

Als Annabelle in ihrer Blockhütte am La Barge-See anlangte, brach eben der Winter herein. Der Schnee fiel drei Tage ohne Unterlaß und bedeckte das ganze Land mit seinem dicken Leichentuch. Das Suchen war vergebens, und vier Monate saß die junge Frau allein in ihrer Hütte, allein mit ihren Gedanken, allein mit ihrer Trostlosigkeit, die keine andere Hoffnung wußte als die eine schwache, fast unsinnige: Er hat vielleicht das Gedächtnis, den Verstand verloren, wie so mancher in seiner Freude über Goldsucherglück, und irrt im Land umher. Sie wußte, sie hämmerte ihrem Kopf diese Hoffnung nur ein, um aufrecht zu bleiben.

Der Winter verging. Annabelle Linton begann die Suche von neuem. Sie streifte durch Täler, Schluchten und Wälder des endlosen Nordlandes, getrieben von leiser Hoffnung und von Pflichtgefühl: Du mußt ihn finden! Es war eine Art Besessenheit in ihr, und diese wurde zum neuen Inhalt ihres Lebens: Du mußt ihn finden!

Jahre verstrichen. Langsam leerte sich das Land von Tausenden, die voller Hoffnung hereingeströmt waren und es jetzt enttäuscht verließen. Blockhütten standen unbenutzt, schnell emporgeschossene Holzstädte schraken zusammen, wenn einmal der seltene Schritt eines Menschen lauten Widerhall weckte. Ein paar blieben zurück, weil für sie in der großen Welt jenseits des Passes keine Zukunft mehr lag.

Zu ihnen gehörte Annabelle Linton. Ein Goldgräber, dem das Glück holder gewesen war, hatte sie gefragt: „Was willst du hier versauern, verkümmern? Geh mit mir in die Staaten als meine Frau. John Linton findest du doch nicht mehr!" Sie hatte den Kopf geschüttelt und war geblieben.

Die Kunde von Annabelle Lintons Pilgerfahrten ging durch den ganzen Norden. Die wenigen Menschen, die sie auf ihren Wegen traf, halfen ihr, wo sie nur konnten. Denn sie hatten Mitleid mit ihr, mit der rasch alternden Frau, in deren zerfurchtem Gesicht nur die Augen jung geblieben waren. Sie hatten Mitleid mit Annabelle Linton, die sie verrückt nannten.

Eines Tages freilich änderten sie ihre Ansicht. Es war im Frühjahr, als während der Schneeschmelze ein Händler aus Skagway mit seinen Tragtieren Miles-Canyon passierte, um den wenigen Menschen am La Barge neue Ware zu bringen. Der Weg an der steilen Felswand entlang war schlüpfrig, und der Händler schritt seinen Tieren vorsichtig voran, den Blick auf die Spuren eines kleinen Schuhes gerichtet, die vor ihm liefen.

An einer schmalen Stelle hörte die Spur plötzlich auf. Abdrücke verrieten deutlich, daß ein Mensch hier ausgeglitten und in die Tiefe gefallen war. Er mußte dort unten im Canyon zerschmettert liegen.

Es dauerte einen Tag, bis die Nordwestpolizei, die der Händler benachrichtigt hatte, dort unten in die Schlucht hinuntersteigen konnte. Sie fand den Verunglückten. Es war Annabelle Linton. Sie lag auf dem Rücken, das verletzte Gesicht wie im letzten Triumph zum Himmel erhoben.

Ein wenig unter ihr in einer Felsspalte fand die Polizei die von Sonne und Regen gebleichten Gebeine eines Mannes. Ein Ledersack, mit Goldkörnern gefüllt, verriet seinen Namen: John Linton.

So endete die Pilgerfahrt der Annabelle Linton nach dreiunddreißig Jahren. Der eine sagte, es sei ein Zufall gewesen, daß die Frau eben an der Stelle vom Wege glitt, da ihr Mann gestürzt war. Die anderen schworen: „Er hat sie zu sich herunter gerufen."

Lenz.

Herz, erschrick nicht vor den tausend Küssen,
Die der neue Lenz uns noch verwinkt.
Hast so lange warten müssen.

Einmal wird der Himmel wieder segnen,
Eh die Sonne hinterm Hügel sinkt,
Und uns leise überregnen.

Ludwig Finckh.

 **Bunte Chronik** 

Warum wir die Ostereier bunt färben.

Wenn wir heute alljährlich zu Ostern an das Geschäft des Färbens der Ostereier gehen, um sie dann für unsere Kinder im Garten zu verstecken oder den Tisch damit zu schmücken und ihm dadurch ein fröhliches Aussehen zu verleihen, so wissen wir meist nicht, daß wir damit einem uralten Volksbrauch folgen, der seine tiefe symbolische Bedeutung hat. Er geht nicht nur auf unsere Vorfahren, die Germanen, zurück, sondern wurde auch von den alten Persern geübt. Man nimmt an, daß sich darin eine alte Blumensymbolik widerspiegelt, man wollte nämlich in den bunten Eiern das bunte neuerwachende Leben in der Natur wiedergeben. Vielleicht stammt die Sitte auch aus den Polarländern, wo das Frühlingsfest bei Erscheinen des ersten Sonnenstrahles nach der langen Polarnacht mit besonderer Freude gefeiert wurde. In den bunten Ostereiern nun will man ein Symbol des wieder auftauchenden, in allen Farben sich spiegelnden Sonnenballs sehen.

 **Lustige Ecke** 

Der Anfänger.



„Sie geben aber Ihrem Jungen kein gutes Beispiel, wenn Sie ihn mit zum Betteln nehmen!"

„Das ist doch gar nicht mein Sohn — das ist mein Lehrling!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.